

einer Pause. Ja, es ist das ganze Arbeitsgebiet der Menschen einem großen Uhrwerke zu vergleichen: ein Rad greift in das andre, und wenn einmal nur ein Zäckchen nicht an der gebotenen Stelle eingreift, gerät sofort das ganze Werk ins Stocken.

Wenn du in dieser Weise die arbeitende Menschheit betrachtetest, so erkennst du auch, daß der einzelne nicht allein für sich selbst sorgt, sondern daß er für seine Mitmenschen fleißig schafft. Was er gefertigt hat, benützt ein anderer, um mit dem Dinge oder durch dasselbe ein andres Werk herzustellen, oder um eins seiner Bedürfnisse zu befriedigen. Jede dieser Arbeiten ist für die Erreichung eines menschlichen Zweckes notwendig und nützlich. Wir sind somit alle von unsern Mitmenschen abhängig; wir kennen die Leute gar nicht, die alle für uns gearbeitet haben; aber sie sind über die ganze Erde verbreitet. Du hast heute früh Kaffee getrunken; — die Leute in Südamerika haben ihn gebaut. Wer Thee trinkt, denkt kaum daran, daß dieser in Asien von fleißigen Leuten gepflückt ist. Den Reis hat vielleicht der Italiener gesät und geerntet. So hat jedes der Dinge, deren du bedarfst, in einem andern Teile der Erde die Hände in Bewegung gesetzt. Ist's nicht also, daß die Menschen eine große Arbeitsgemeinde bilden, in welcher ein Glied dem andern für seine Treue zu danken hat, daß also die Menschen zusammengehören wie eine große Familie, in der sich alle als Brüder und Schwestern betrachten? Es ist daher widersinnig, wenn ein Beruf den andern verachtet und allein sich selbst als notwendig und nützlich betrachtet.

Oskar Pache. (L. f. d. Fortbildungsschulen.)

*Eins muß in das andre greifen,
eins durchs andre blühen und reifen.*

Goethe.

260. Der Kaufmann.

Ich war in Hamburg, das Geld war mir ausgegangen und ich deshalb außer Stande, meine Reise weiter fortzusetzen. Glücklicherweise besann ich mich noch auf einen Empfehlungsbrief an ein großes Handelshaus, Mohrfeld in Hamburg, den abzugeben ich aus Unachtsamkeit unterlassen hatte. Sofort machte ich mich früh um 8 Uhr nach der Deichstraße auf, wo Herr Mohrfeld wohnen sollte, um dort eine Summe aufzunehmen.

Halt! Hier auf dem Hopfenmarke muß ich einen Augenblick stehen bleiben; jener kurze, dicke Mann im blauen Oberrock, mit dem schlichtgekämmten, braunen Haar, dessen fleischiges Angesicht plump und nichts sagend aussieht, hat sich ein Gericht Fische gekauft, schiebt einen Arbeitsmann damit ab und setzt seinen Weg weiter fort. Beide Hände auf dem Rücken, das Auge an den Boden geheftet, geht er leise brummend in die Deichstraße hinein. Ohne daß er irgend Notiz von mir nimmt, schreiten wir nebeneinander hin und stehen endlich vor demselben Hause still. Da fährt der Kurze endlich aus seinem Nachdenken auf, sieht mich groß an und fragt mit gezogenem Tone: „Wollen Sie hier im Hause jemand sprechen?“

Verdrießlich, daß ein solches Männchen es wagte, mich ohne weitere Umstände anzureden, entgegnete ich in ziemlich hochtrabender Weise: „Ich habe ein Geschäft mit dem Hause Mohrfeld.“ — Der Kurze lächelte einen Augenblick und sagte dann ziemlich ernst: „Ich bin Mohrfeld.“ — Wie? Und von diesem Manne, der seine Fische selbst einkaufte und in einem abgeschabten Oberrocke einherging, sollte mir Hilfe kommen? Aber es war der einzige Hoffnungsanker, wonach ich greifen konnte. Ich riß also blitzschnell den Hut herunter und sagte mit so einnehmendem Wesen als möglich: „Verzeihen Sie! Ich hatte bis jetzt nicht die Ehre, — ich habe“ — hier zog ich die Briefftasche — „ein Schreiben zu überreichen.“